

und neuen Ideen aufgeschlossen bleibt (im Zusammenhang mit den heutigen Auseinandersetzungen in der Kirche möchte man an sein Wort von der „intellektuellen Redlichkeit“ erinnern, vgl. S. 799). Und zweifellos ist die Bedeutung dieses Theologen und seiner Lehre heute noch nicht voll erkannt und zur Auswirkung gekommen. Der Bekenntnispfarrer Bonhoeffer hat aber das, was er dachte, auch bis zum letzten in die Tat umzusetzen gesucht. Die „Teilhabe an Deutschlands Geschick“ führt ihn nicht nur zum Widerspruch gegen Unrecht, sondern zur Verschwörung. Nach zwei schweren Haftjahren, die der inneren Reifung dienten, wurde er ohne Verfahren im April 1945 umgebracht, ebenso ein Bruder und zwei Schwäger. Keine Familie hat so große Opfer in so kurzer Zeit bringen müssen, wie die des Psychiaters Karl Bonhoeffer. Aber er schreibt: „Da wir alle über die Notwendigkeit zu handeln einig waren und meine Söhne sich im Klaren waren, was ihnen bevorstand im Falle des Mißlingens . . . , sind wir wohl traurig, aber auch stolz auf ihre gradlinige Haltung.“ S. 1044.) Und dies ist das dritte, was an dem Buch hervorzuheben ist: es schildert einen Menschen von seltener Charakterstärke, und es schildert ihn mit den Augen des nahestehenden Freundes: der Verfasser war Bonhoeffers Schüler und Mitarbeiter, er ist mit seiner Nichte verheiratet. Das Buch bereichert die Theologie, die Zeitgeschichte, und es ist als Lebensbild packend. Wir hoffen, daß es nicht nur aufmerksame Leser, sondern tiefgehende Beachtung finden möge.

Wu.

Arnold W e l l e r : Professor Dr. Karl Weller (In: Karlsgymnasium Stuttgart 12, 21—22. 1968.)

Der bedeutende Landeshistoriker, dem auch unsere Landschaft so viel verdankt, war von 1908—31 am Karlsgymnasium tätig. Daher erscheint das Lebensbild, das sein Sohn mit Liebe und Verständnis zeichnet, in der Schulzeitschrift. Es ergänzt in dankenswerter Weise die in unserem Jahrbuch erschienenen Kurzbiographien (WFr 1948, S. 5, und 1967, 3).

Wu.

Martin S c h a r f e, Rudolf S c h e n d a, Herbert S c h w e d t : Volksfrömmigkeit. Bildzeugnisse aus Vergangenheit und Gegenwart. Mit einer Einführung von Hermann Bausinger. Stuttgart 1967. 129 S., 155 Abb.

Volksfrömmigkeit — das ist die Beziehung der Einzelpersonen zu einem konkret vorgestellten Gott. Ihre Gegenstände sind die Angelegenheiten des täglichen Lebens, dessen tatsächliche Bedürfnisse. Was darüber hinausgeht, wird trotz des Symbolcharakters der Darstellungen konkret ausgelegt. Die logische Folge jedes Verständnisses „von außen her“ ist die rein gegenständliche Abbildung und die rein wörtliche Ausdeutung, sind Bilder, in denen das Göttliche, das Geistige von seiner einseitig verstandenen Realität oftmals überdeckt sein kann. — Solche und ähnliche Gedankengänge klingen in der Einleitung von H. Bausinger „Frömmigkeit im Bild“ an. Sie werden verdeutlicht durch die dem Leben entnommenen Beispiele in den drei Beiträgen von H. Schwedt „Religiöser Volksbrauch“, M. Scharfe „Bildzeugnisse evangelischer Frömmigkeit“ und R. Schenda „Wallfahrten“. Die Belege entstammen dem 15. bis 19. Jahrhundert und der Gegenwart, und zwar dem deutschen Südwesten, also einem konfessionell gemischten Raume. Die Auffassung ist aber im Grunde überall und immer dieselbe, nur die Kunstsprache — wobei es weniger um das Ästhetische als um die eindrucksvolle Darstellung des Geschehens geht — ist zeit- und umweltbedingt. Insofern und weil sie an eine bestimmte Bewußtseinschicht gebunden ist, ist Volksfrömmigkeit die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch etwas Bleibendes. Obwohl durch diese Verbildlichung und Verwörtlichung das originale religiöse Gefühl, das in jedem Menschen vorhanden ist, einerseits zur „Bildfrömmigkeit“, andererseits leicht zu abergläubischen Vorstellungen umgewandelt werden kann, sind diese äußeren Formen als „Stützen“, als „Gerüst“ der Religion notwendig, worauf H. Bausinger unter Zitierung von Lessing und Friedr. Theodor Vischer ausdrücklich hinweist, damit die Zeitlosigkeit, d. h. die Aktualität der Bildgehalte und der Bildbedeutung bestätigend.

Gr.

Friedrich G u t ö h r l e i n : Jugendland, Erinnerungen eines Hohenloher Schullehrers. 58 S. (Fränkische Mundart Bd. 2.) Gerabronn 1967.

Es ist eine in Jahrhunderten gewordene und um die Jahrhundertwende noch bestehende festgefügte und sinnvolle Ordnung, die Friedrich Gutöhrlein in seinem Büchlein „Jugendland“ schildert. Nicht nur für die Generation, die nach dem ersten Weltkrieg geboren ist, sondern selbst für uns, die wir diese Zeit noch in den Kinderjahren

erlebten, scheint sie Jahrhunderte zurückzuliegen, ist sie kaum mehr faßbar; denn so schnell und so gründlich ist wohl noch nie Altüberkommenes verloren gegangen und vergessen worden wie in den letzten 50 bis 60 Jahren. Zu den kostbaren Berichten, die noch aus eigenem Erleben davon zu erzählen wissen, gehören diese Erinnerungen. Warmherzig und mit der lebendigen Wesenhaftigkeit und dem feinen Humor, den der vertraute Dialekt zu geben vermag, wird das kleinbäuerliche Leben im fränkischen Heimatdorf (Horschhausen) dicht an der württembergisch-bayerischen Grenze geschildert. Jeder, der dieses Land, seine Menschen und seine Sprache kennt und liebt, insonderheit auch der Volkskundler, wird mit Vergnügen die Begründung des Ortsnamens „Horschhausen“ lesen oder die Beschreibung des Webstuhles in der elterlichen Wohnstube, denn der Vater war ja nur ein „Beierle“ und kein „Bauer“, das sonntägliche Vorlesenmüssen der „Preddich“, während die Mutter in der Küche hantiert und das „aißer und s'inner Oufetierle uffmacht“, um den Leser hören und sehen zu können, und schließlich die Kunst des Flegeldreschens mit den dabei üblichen Bräuchen. Die meisterlich im Dialekt geschriebenen kleinen Geschichten und Episoden sind für den, der denselben beherrscht, zudem der liebenswürdige Vorlesestoff.

Marianne Schumm

Fritz Arens: Die Königspfalz Wimpfen. Berlin: Deutscher Verlag für Kunstwissenschaft 1967. 155 S., 97 Abb., 6 Faltafeln. DM 85.—.

In dem gemeinsamen Anliegen der Pfalzenforschung begegnen sich Kunst- und Geschichtswissenschaft. Für beide Disziplinen fließen speziell im Falle von Wimpfen die Quellen spärlich: der oberirdisch erhaltene Baubestand ist durch Neubauten weitgehend dezimiert und verunklärt; das Vergleichsmaterial ist gering; die schriftliche Überlieferung versagt, wo man sonst Baunachrichten und Hinweise auf die Topographie der Anlage und Zweckbestimmung ihrer Teile erwartet; die Urkunden erhellen nur notdürftig den geschichtlichen Hintergrund, vor welchem die Gründung und Errichtung der Pfalz Wimpfen geschah, und nennen nur selten Wimpfen als Ausstellungsort in königlichen Urkunden. Nur zwischen 1222 und 1235 unter König Heinrich (VII.) ist Wimpfen 14mal als Aufenthaltsort bezeugt, „so daß in dieser Zeit die Pfalz geradezu einer der Regierungsmittelpunkte war“. Der Verf. meint, daß vor König Heinrich (VII.) die Pfalz noch nicht ausgebaut, deshalb noch nicht benutzbar und danach nur noch ca. 15—20 Jahre in Gebrauch gewesen war. Bemerkenswert ist, daß Wimpfen nie als „palatium“ bezeichnet wird, sondern als „castrum“ (1254, 1255), bzw. als „Burg“ (1336) und Veste (1347) oder als „aula“ [Saal, Hof, Palast] (1333). Doch war ihre Bestimmung und Funktion, wie aus den baugeschichtlichen und geschichtlichen Untersuchungen des Verf. hervorgeht, eindeutig die einer königlichen Pfalz.

Fritz Arens — Kunst- und Architekturhistoriker — beschreibt bei seinen Untersuchungen beide Wege der Forschung und bringt in einer Fülle von verarbeiteter Literatur, von baugeschichtlichen, historischen und archivalischen Anmerkungen die sachlichen Belege für die Gesamtdarstellung der Pfalz Wimpfen, der räumlich größten aller deutschen Pfalzen. Sie war „Stützpunkt der Verteidigung und Rechtsprechung, [Verwaltungs-] Mittelpunkt des ringsum liegenden Reichs- und Hausgutes. Sammelhefte der Einkünfte des Königs und gelegentlicher Wohnsitz des Herrschers“, besetzt mit seinen Beamten, den Vögten, Ministerialen und Burgmannen. In der nachstaufischen Zeit nur noch selten benützt, fand die Pfalz um 1350 ihr Ende, nachdem der König und die Herren v. Weinsberg nach und nach die einzelnen Gebäude an Bürger der Stadt Wimpfen verkauft hatten. In den sichtbaren Erscheinungsformen der Pfalz spiegeln sich ihre mannigfachen Funktionen: die Lage auf einem Bergsporn oberhalb eines Neckarübergangs im Schnittpunkt mehrerer Fernstraßen, inmitten von Reichs- und Stauffergut; der Grundriß, mit den Zufahrtswegen und Toren, mit Palas, Pfalzkapelle, Steinhäuser, dem größten der romanischen Wohnhäuser Deutschlands und vermutlicher Wohnung des Burggrafen, mit kleinem romantischen Wohnhaus, Rotem Turm (ausgestattet wohl als letzte Zuflucht des königlichen Bewohners), Blauem Turm und Schwibbogenturm, Wehrmauer und Brunnen, ausgebaut zur Bergstadt Wimpfen. Ihrer Erscheinung und ihrer Aufgabe liegt aber ein Drittes zugrunde: der zum höchsten gesteigerte schöpferische Wille des „staufischen Staates“, der in den Pfalzen, den Reichsburgen und den königlichen Städten seine triumphale Selbstdarstellung gefunden hatte. Eines der vielen Symptome hierfür ist die erst- und einmalig in Wimpfen nach außen in die Weite der Landschaft geöffnete festliche Arkadenfensterwand des Saales, denn diese ist nicht nur als Zeugnis des neu erwachten Naturgefühles der Staufferzeit zu verstehen. Die baugeschichtlichen Untersuchungen sind vorbildlich durchgeführt. Die